

9. 11.

Krieg und Volkswirtschaft.

Festrede

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Wilhelm II.

Gehalten am 26. Januar 1895

in der Aula der Königl. Technischen Hochschule

zu Aachen

von Professor Dr. R. van der Borcht.

Krieg und Volkswirtschaft.

Festrede

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Wilhelm II.

Gehalten am 26. Januar 1895

in der Aula der Königl. Technischen Hochschule

zu Aachen

von Professor Dr. R. van der Borcht.



Hochansehnliche Festversammlung!

Des Kaisers Geburtstag, zu dessen Vorfeier wir uns hier vereint haben, ist für das deutsche Volk stets ein Tag der Freude. Wer nur immer deutsch fühlt und denkt, erneuert an diesem Tage den Schwur der Treue und Liebe zu Kaiser und Reich. In der begeisterten Huldigung für den Träger der deutschen Kaiserkrone vergessen wir all' die Gegensätze, die sonst unser Volk durchsetzen, und in doppelt eindringlicher Weise regt sich in uns der Gedanke an das hehre und erhabene Band, das Alldeutschland umschlingt. An des Kaisers Geburtstag tritt das Herz des deutschen Volkes in seine Rechte, alle anderen Empfindungen und Erwägungen bei Seite drängend. Die aufrichtige Liebe und Verehrung eines mächtigen Volkes für seinen Fürsten sucht und findet an diesem Tage einen Ausdruck, der durch seine ungekünstelte Grossartigkeit das Herz jedes denkenden Menschen im tiefsten Innern ergreift.

Unsere Technische Hochschule hat es sich nie nehmen lassen, auch ihrerseits ihre Huldigung dem Kaiser darzubringen. Mit besonderer Freude und Dankbarkeit hat sie dabei stets der Thatsache gedacht, dass die Friedensmission des durch Blut und Eisen geeinten Deutschen Reiches von unserem Kaiser klar erkannt ist und mit sichtbarem Erfolge gepflegt wird zum Segen nicht nur unseres Vaterlandes, sondern der ganzen europäischen Kulturwelt.

Die heutige Feier ist in hervorragender Weise geeignet, uns von neuem grade auf diesen Punkt hinzuführen. Unsere Hochschule, die im laufenden Jahre die ersten 25 Jahre ihrer friedlichen Thätigkeit vollendet, sie ist ins Leben getreten am 3. October 1870, genau 135 Jahre nach dem Tage, an welchem Lothringen endgültig von Deutschland getrennt wurde, und in der schweren und opferreichen Zeit, in der die deutschen Heere auf französischem Boden rangen um die schon 1815

von Preussen vergeblich geforderte Wiedervereinigung von Elsass-Lothringen mit Deutschland und um die Herstellung der Einheit des Vaterlandes.

Auch an die letzten Januartage, in denen wir stehen, knüpfen sich für uns bedeutungsvolle Erinnerungen. In diesen Tagen fanden 1871 noch heftige und blutige Kämpfe gegen die Bourbaki'sche Armee statt, während vor Paris am 26. Januar Abends die Feindseligkeiten eingestellt und damit der Schlussakt des grossen Krieges eingeleitet wurde.

Krieg und Frieden, die im Völkerleben mit einander abwechseln, treten uns so gerade heute vor die Seele, und Krieg und Frieden sind auch die beiden Faktoren, die den Grundzug der Politik unseres Kaisers bestimmen, jener Politik, die mit gewissenhafter Sorge den Frieden zu erhalten sich bemüht, aber auch auf die volle Wahrung unserer Kriegsbereitschaft behufs ungeschmälerter Erhaltung der Macht und Einheit des deutschen Vaterlandes bedacht ist.

Die innere Wahrheit der kaiserlichen Politik werden wir klarer erkennen, wenn wir, der Mahnung des heutigen Tages eingedenk, uns ein Urteil darüber zu verschaffen suchen, in welcher Weise der Krieg auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Volkes einwirkt, die ja in unserer Zeit im Vordergrund des Interesses stehen. —

Mit dem Wort „Krieg“ drängt sich uns unwillkürlich eine Fülle von Vorstellungen des Schreckens und des Elends auf. Wir sind gewöhnt, den Krieg als etwas grauenvolles, erschütterndes, furchtbares zu betrachten. Wenn wir uns auch den phantastischen Träumereien eines ewigen Weltfriedens nicht anschliessen können, die heute von verschiedenen Seiten her — zum Teil in missverständlicher Auslegung von Bibelworten — verbreitet werden, so krampft sich uns doch das Herz zusammen, wenn wir all' der Not gedenken, all' der Leiden und Kümernisse, all' der Opfer und Schrecken, all' der Zerstörungen, die mit den Kriegen verbunden sind. Leicht kommen wir zu einem falschen Urteil, wenn wir diesen Empfindungen nachgeben, so natürlich sie auch sein mögen.

Gewiss, der Krieg schafft Böses und Unheil in reichem Masse. So manches blühende Menschenleben wird in der Vollkraft der Jahre jäh gebrochen oder vernichtet; so manche Frucht mühevoller, jahrelanger

Arbeit wird zerstört; Elend, unendliches bitteres Weh bringt der Krieg über die Menschen; zahllose Thränen erpresst jeder seiner Schritte, und Leichen und Trümmer bezeichnen seinen furchtbaren Weg. Aber der Krieg gebiert unter all' solchen Leiden und Schmerzen doch auch Grosses, Erhabenes und Schönes, und wer ihn recht verstehen will, darf die Augen weder vor seinen bösen, noch vor seinen guten Folgen verschliessen.

Jedem fühlenden Menschen tritt bei einer Betrachtung des Krieges sofort der Berg von vernichteten Menschenleben vor Augen, der den Krieg kennzeichnet, und auch die volkswirtschaftliche Betrachtung wird sich zu allererst mit der Frage abzufinden haben, welche Rückwirkungen diese Verluste von Menschen auf das wirtschaftliche Leben ausüben.

Gross genug sind die Opfer an Menschenleben, die der Krieg erfordert, und zwar weniger durch die Waffen als durch die Krankheiten, insbesondere die Seuchen, die sich gerade in Kriegszeiten leicht entwickeln. Sie rafften mehr Streiter hinweg, als die feindlichen Geschosse. Die Kriege von 1793—1865 sollen Europa ca. 8 Mill. Menschen gekostet haben; davon gingen $6\frac{1}{2}$ Mill. durch Krankheiten zu Grunde. Im amerikanischen Bürgerkrieg von 1861—1865 verloren die Nordstaaten 304 000 Mann, darunter 225 000 durch Krankheit etc.

Eine rühmliche Ausnahme stellt der Krieg von 1870/71 auf Seite der Deutschen dar. Obwohl Typhus, Ruhr und Pocken im deutschen Heere seuchenartig auftraten, obwohl während des Krieges über 500 000 Mann, d. h. mehr als das 3fache der Zahl der Verwundeten erkrankten, sind doch nur ca. 15 000 Mann durch Krankheiten zu Grunde gegangen, während 28 000 an ihren Wunden starben. Diese Zahlen werfen ein glänzendes Licht auf die Güte unserer sanitären Einrichtungen und die aufopfernde Thätigkeit unserer Aerzte und Krankenpfleger. Uebrigens ergibt die Statistik, dass im allgemeinen in den Kriegen der Kulturstaaten neuerdings auch von den Verwundeten ein sinkender Prozentsatz den Wunden erliegt, ein Beweis, dass das Streben, von den gefährdeten Menschenleben soviel als möglich zu retten, von Erfolg gekrönt ist.

Die Gesamtverluste der neueren Kriege sind erheblich geringer, als derjenigen früherer Zeiten. Uns hat — um zwei bekannte krasse Beispiele zu wiederholen —

der 7monatliche Krieg von 1870/71 an Toten noch nicht soviel gekostet, als die Römer in der einen Schlacht bei Cannae (216 v. Chr.) verloren. Rechnet man Tote und Verwundete zusammen, so war der amerikanische Bürgerkrieg (1861—65) am blutigsten, da 60 Proz. der durchschnittlichen Kopfstärke der Unionstruppen getötet bezw. verwundet wurden. Auch der Krim-Krieg war sehr verlustreich, während der gleiche Prozentsatz auf der Seite der Sieger 1870/71 ca. 15 Proz., 1877/78 ca. 12 Proz., 1866 ca. 6 Proz., 1864 ca. 5 Proz. war.

Dass trotz der gesteigerten Wirkungen der Geschosswaffen die Kriege relativ unblutiger geworden sind, hängt zum Teil damit zusammen, dass Nahkampf und Belagerungen im allgemeinen jetzt viel seltener und die Kriege überhaupt kürzer sind als früher. Vor allem ist aber auch die Kriegführung humaner geworden. Man macht heute — wie Proudhon (*la guerre et la paix*, Brüssel 1861, S. 52) einmal sagt — Gefangene, anstatt zu massacrieren.

Sind aber auch die Kriege unblutiger geworden, so ist doch die Zahl der getöteten bezw. verstorbenen Opfer des Krieges erheblich genug, um die privatwirtschaftlichen Verhältnisse nicht weniger Familien ernstlich zu stören, und das ist auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus nicht gleichgültig. Der Nachteil lässt sich durch verständige Benutzung der Lebensversicherung abschwächen, wenn und soweit nach den Grundsätzen, die 1888 von der Gothaer Lebens-Versicherungsbank aufgestellt sind, das Kriegsrisiko durch die allgemeinen Prämien mitgedeckt und während des Krieges die Aufrechterhaltung der Versicherung durch Prämienvorschüsse erleichtert wird.

Weiterhin bedeutet der Menschenverlust eine Schwächung des Fonds der Nation an physischer Arbeitskraft. Der Zahl nach wird dieser Ausfall zwar erfahrungsgemäss sehr bald wieder ausgeglichen; aber nicht so leicht lässt sich der Umstand ausgleichen, dass dem Kriege vorzugsweise Männer zum Opfer fallen, die in der Blüte der Kraft stehen, also am wirksamsten in den Produktionsprozess einzugreifen vermocht haben würden.

Die Kriege als Mittel gegen eine etwa drohende Uebervölkerung aufzufassen, wie manche es thun, ist heute nicht mehr berechtigt. Dazu reichen die Verlustziffern gegenüber der Gesamtmenge des Volkes nicht mehr

aus. Frühere Kriege dagegen führten in der That öfter zu einer sehr starken Verminderung der Bevölkerungszahl, hauptsächlich deshalb, weil sie wegen ihrer langen Dauer die Grundlagen der wirtschaftlichen Wohlfahrt schwer schädigten. Der 30jährige Krieg, einer der unheilvollsten in der Weltgeschichte, hat die Bevölkerung Deutschlands auf die Hälfte, nach anderen Angaben (Lammert, Gesch. der Seuchen und Kriegsnöte zur Zeit des 30jährigen Krieges, Wiesbaden 1890 S. 271) sogar auf $\frac{1}{4}$ (von 16—17 Mill. auf 4 Mill.) vermindert.

Der Fonds an physischer Arbeitskraft wird weiterhin dadurch geschmälert, dass eine erhebliche Zahl von verhältnismässig jungen Leuten dauernd mehr oder minder arbeitsunfähig wird, also nicht nur nicht produziert, sondern auch auf die Unterhaltung durch die Gesamtheit angewiesen wird. Umfassende Zahlen über die Invaliden sind mir nicht zur Verfügung; in Deutschland sind nach dem deutsch-französischen Kriege etwa 80 000 Personen als Kriegsinvalide anerkannt worden, für die bis jetzt über 500 Mill. Mark an Pensionen gezahlt waren.

Die Festhaltung einer grossen Zahl arbeitsfähiger Männer im Felde muss an und für sich schon nachteilig wirken. Eine ganze Reihe von Familien gerät dadurch in wirtschaftliche Bedrängnisse, denen nur teilweise durch die gezahlten Unterstützungen abgeholfen werden kann. 1870/71 gab Frankreich ca. 50 Mill. Fr. und Deutschland ca. 37 Mill. Mark für Unterstützung von Familien der Soldaten und Matrosen aus.

Noch wichtiger ist, dass der produktiven Thätigkeit auf diese Weise zahlreiche Arbeitskräfte für bestimmte Zeit vorenthalten werden. In welchem Masse sich das fühlbar macht, hängt natürlich auch davon ab, in wie weit die Produktion überhaupt durch den Krieg beeinträchtigt oder — was unter besonderen Umständen möglich ist — gefördert wird. Die Menschenmassen, um die es sich dabei handelt, steigen fortdauernd an, weil das moderne Verkehrswesen auch im Kriege die Massenbewegung in den Vordergrund geschoben hat. Frankreich hat 1870/71 während der ganzen Dauer des Krieges ca. 2 285 000 Mann eingezogen. In einem künftigen Kriege würde es über 4 Mill. Streiter ins Feld schicken können, mit Russland zusammen sogar über 9 Millionen, denen die Dreibundstaaten annähernd 9 Millionen entgegenstellen könnten.

Rund 18 Mill. Menschen in den besten Jahren würden also durch einen Krieg zwischen dem Dreibund und dem Zweibund für bestimmte Zeit aus der produktiven Thätigkeit ausscheiden, und das dürfte sich doch sehr fühlbar machen.

Immerhin handelt es sich hier um einen vorübergehenden Nachteil. Wichtiger und bedeutsamer noch ist die dauernde Beeinträchtigung der Produktion durch Vernichtung des Kapitals, insbesondere des stehenden Kapitals, also der Häuser, Maschinen, Nutztiere, Landstrassen, Brücken, Eisenbahnen, Schiffe etc. Damit trifft der Krieg die Grundlagen der ganzen produktiven Thätigkeit, schwächt also die Produktivkraft des Volkes und kann das Volk um Jahrzehnte in der wirtschaftlichen Entwicklung aufhalten. Dieser Nachteil, in volkswirtschaftlicher Beziehung der schlimmste und nachhaltigste, tritt natürlich vorzugsweise für das Land ein, das zugleich Kriegs-Schauplatz ist. Die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 haben unser eigenes Land verschont und deshalb haben wir sie verhältnismässig leicht überwinden können. Wenn die Strategie jetzt besonders darauf bedacht ist, den Krieg in des Feindes Gebiet hinüberzuspielen, so handelt sie durchaus im volkswirtschaftlichen Interesse.

Was es heisst, Kriegsschauplatz zu sein, das haben wir im 30jährigen Krieg und in der Zeit Napoleons I. erfahren. Der 30jährige Krieg hat gerade deshalb so furchtbare Folgen gehabt, weil das Land ein Menschenalter hindurch von Freund und Feind verwüstet, gebrandschatzt und geplündert wurde und den grössten Teil seiner beweglichen Habe verlor. Ueber das, was Preussen 1806 und in den folgenden Jahren erlitt, giebt Duncker (Zeitschrift des preussischen statist. Bureaus 1871, S. 374 ff.) und nach ihm Jähns (Das französische Heer, Jahrgang 1873, S. 116) eine anschauliche Schilderung. Schon anfang März 1809 konnte Napoleon sich rühmen, aus Preussen 1 Milliarde gezogen zu haben. In der That wird der Schaden, den Preussen bis dahin erlitten, auf ca. 1129 Mill. Fr. geschätzt, so weit er sich überhaupt schätzen lässt, ganz abgesehen von dem grossen indirekten Schaden, den die Brachlegung des Seehandels, die Lähmung der Industrie etc. zur Folge hatte. Infolge des Kriegszuges Napoleons gegen Russland hatte das Land noch den Durchmarsch von 482000 Mann und 84000 Pferden zu erdulden, von denen die Hälfte Monate lang

aber es verstrich doch eine geraume Zeit bis zur Wiederkehr normaler Verhältnisse.

Eine wirkliche Zerstörung der Eisenbahnen spielt natürlich nur in dem Lande eine Rolle, auf dessen Boden der Krieg geführt wird, hat aber dort sehr nachtheilige Folgen. Zu einer völligen Zerstörung der Eisenbahnen kann es indes heutzutage nicht mehr kommen. Nur in den Gebieten, die im Machtbereich des eindringenden Feindes liegen, ist die Zerstörung möglich, und da dieser die Bahnen für seine eigenen Zwecke nötig hat, so wird er in Wirklichkeit nur das zerstören, was seinen eigenen Operationen irgendwie nachtheilig werden kann.

Zu den Nachtheilen, die bisher besprochen sind, treten noch manche andere, die nicht unmittelbar auf Kapitalzerstörung und erschwelter Benutzung der Verkehrsmittel beruhen. Hierher gehört zuerst das Erlahmen des Unternehmungsgeistes und das Stocken vieler Geschäfte beim Kriegsausbruch. Viele geschäftliche Beziehungen im in- und ausländischen Verkehr werden dann unterbrochen, viele Bestellungen werden zurückgezogen, viele bestellte Waren werden nicht angenommen, die Bauthätigkeit kommt zum Stillstand u. s. f. Auch hier ist — wie überall — der Schaden für das besiegte Land grösser als für das siegreiche. In letzterem lebt das Geschäft doch einigermaßen wieder auf, sobald durch die ersten grösseren Schläge die Hoffnung auf glücklichen Ausgang des Krieges erweckt wird. 1870 begann in Deutschland schon im September die Geschäftsthätigkeit reger zu werden, wobei naturgemäss die Armeebedarfs-Artikel eine besondere Rolle spielten. Nach dem Kriege setzt in dem siegreichen Lande erfahrungsgemäss sogar eine lebhafte spekulative Thätigkeit ein, die an sich günstig wirken kann, aber auch leicht ausartet und dadurch dem Lande schweren Schaden zufügt.

Der Absatz nach dem feindlichen Lande wird natürlich durch den Krieg unterbrochen. Das ist nur ein vorübergehender Nachtheil. Oft gelingt es aber auch nach Abschluss des Krieges nicht, die alten Beziehungen wiederherzustellen, entweder, weil andere Länder sich den Markt inzwischen verschafft haben, oder weil die Aufnahmefähigkeit des besiegten Landes zu sehr gesunken ist.

An und für sich führt hiernach der Krieg leicht zu einer Unterbrechung des Völkerverkehrs. Indess ist das

nicht immer der Fall. Die Geschichte zeigt manche Beispiele, in denen das kriegerische Aufeinanderprallen zweier Völker der Ausgangspunkt engerer und regelmässigerer wirtschaftlicher Beziehungen wurde. Der Krieg bringt eben die beiden Völker in engere Berührung mit einander, macht jedes mit den Erzeugnissen des anderen genauer bekannt und dergleichen mehr. Die Krenzzüge z. B. brachten die europäische Kulturwelt in engere Berührung mit dem näheren Orient und seinen Erzeugnissen und führten so zu einem lebhaften Handelsverkehr mit dem Orient, ein Verkehr, dem das Aufblühen der italienischen Mittelmeerhäfen und der oberdeutschen Städte im späteren Mittelalter zu danken ist. Unter Umständen kann also aus dem Kriege eine dauernde günstige Beeinflussung der wirtschaftlichen Verhältnisse hervorgehen.

Auf die Mittel, mit denen der Güterumlauf in unserer Zeit durchgeführt werden muss, also auf das Geld und die Geldersatzmittel, übt der Krieg oft eine sehr nachteilige Wirkung aus. Der Geldumlauf verlangsamt sich nach dem Ausbruch des Krieges, weil jeder seine Barvorräte festhält. Der Kredit, dieser wichtige Faktor des heutigen Wirtschaftslebens, wird wesentlich abgeschwächt. Die Wertpapiere, die ja auf Kredit ruhen, sinken im Kurse, und das ruft grosse Verluste hervor. Die Banknoten werden in Massen zur Einlösung präsentiert, die Depositen werden den Banken gekündigt, sodass die Barmittel der Banken geringer werden. Auf der anderen Seite lässt das Publikum mehr Wechsel diskontieren, um bares Geld zu erhalten, sodass gleichzeitig die Ansprüche an die Barvorräte der Banken wachsen. Die Folge ist, dass der Zinsfuss im allgemeinen und der Wechselzinsfuss (Diskont) im besondern schnell und stark anwächst. Im Jahre 1870 z. B. hielt sich in dem ersten Semester der Diskont in Deutschland zwischen 3 und 4 Prozent, nach dem Ausbruch des Krieges stieg er auf 6—8 Prozent. Der Lombardzinsfuss, also der Zins für Darlehen gegen Verpfändung von Warenvorräten, ging bis neun Prozent hinauf; bei manchen Banken wurde sogar die Lombardierung zeitweilig ganz eingestellt. Eine solche starke Vertenerung des Kredits ist zwar nur vorübergehend, erschwert aber das Geschäftsleben in sehr hohem Masse und zwar gerade in der Zeit, in der die Geschäftswelt einer Erleichterung des Kredites dringend bedarf.

Die Erschütterung des Kredites spürt auch der Staat selbst in der empfindlichsten Weise, und er ist ebenfalls in solchen Zeiten besonders auf den Kredit angewiesen. Seine Ausgaben wachsen ja dann gewaltig an. Schon die Mobilmachung verschlingt Unsummen. Die deutsche Mobilmachung von 1870 kostete täglich ca. 6 Millionen Mark, und jeder Tag der Kriegführung bedingt neue grosse Ausgaben. Es ist unmöglich, für den ganzen Kriegsbedarf die baren Mittel bereitzuhalten, weil der Zinsverlust zu beträchtlich ist. Nur für den ersten Ansturm lässt sich eine Barreserve bereithalten in Gestalt eines Kriegsschatzes, erweist sich dann aber als sehr vorteilhaft. Der Kriegsschatz macht die Benutzung des Kredites nicht entbehrlich, aber er erleichtert es dem Staat, eine allzu ungünstige Gestaltung der Kreditbedingungen zu vermeiden, und das ersetzt den Zinsausfall, der durch das Halten eines Kriegsschatzes entsteht, reichlich. In Deutschland haben wir durch den Kriegsschatz von 120 Millionen Mark jährlich 4—5 Millionen Mark Zinsausfall, sind aber auch sicher, für 20 Tage den Mobilmachungsbedarf ohne Stockung decken zu können.

Schlimm ist es, wenn ein Staat einer solchen Reserve entbehren muss. Auf freiwillige Beiträge kann er nicht rechnen. In Deutschland beliefen sich 1870 trotz der grossen Begeisterung die freiwilligen Beiträge zu den Kriegskosten doch nur auf 394 Thaler 13 Silbergroschen. Der Staat bleibt also — ohne Kriegsschatz — von vornherein auf den Kredit angewiesen und hierbei zeigt sich gerade das Grosskapital, auf das man doch vorzugsweise rechnen muss, unmittelbar nach der Kriegserklärung sehr zurückhaltend. Die erste deutsche Kriegsleihe von 1870 zu 300 Millionen Mark mit einem Zinsfuss von 5 Prozent wurde am 3. und 4. August, also noch vor den ersten deutschen Siegen, zur Zeichnung aufgelegt. Nur ca. zwei Drittel wurden an diesen Tagen gezeichnet und der grösste Teil der Zeichnungen bestand aus kleineren Beträgen. Gerade der Mittelstand erwies sich in dieser kritischen Zeit am opferwilligsten, das Grosskapital hielt sich vorsichtig zurück und seine Taschen wurden erst williger geöffnet, als eine Reihe grosser Siege auf deutscher Seite erfochten waren.

Durch ein im Frieden vorbereitetes System von Kriegsteuern, das Ad. Wagner wiederholt empfohlen hat, lässt sich auch nur ein Teil des Kriegsbedarfs decken,

denn nur die direkten Steuern, insbesondere die Einkommens- und Vermögenssteuer, eignen sich zu Kriegsteuern, gerade sie aber lasten in solchen Zeiten am schwersten auf der Bevölkerung.

In früheren Zeiten halfen sich die Staaten oft mit einer Münzverschlechterung, die wenigstens nominell mehr Geld zur Verfügung stellte. Im 30jährigen Kriege wurde dieses Mittel in ausgiebigster Weise angewandt, allerdings zum Schaden der ganzen Bevölkerung. Denn dieses schlechte Geld verlor bald an Kurs, was sich in einer allgemeinen Preissteigerung äusserte.

Sehr häufig greifen die Staaten auch zur vermehrten Ausgabe von Banknoten und anderen papiernen Cirkulationsmitteln, insbesondere auch zur Ausgabe von eigentlichem Papiergeld, das ohne Einlösungsversprechen mit Zwangskurs als gesetzliches Zahlungsmittel ausgegeben wird. Die wichtigsten Beispiele eigentlichen Papiergeldes, das unter normalen Verhältnissen bei einem Staat mit geordneten Finanzen nicht vorkommt, sind in Kriegszeiten zu verzeichnen, wie die Assignaten der französischen Republik, von denen 1790—1797 über 45¹/₂ Milliarden Fr. ausgegeben wurden, die preussischen Tresorscheine von 1806 u. ff. und die amerikanischen Greenbacks aus den 60er Jahren. Statt der Form des Papiergeldes hat man auch wohl zur Bankrestriction gegriffen, d. h. zur zeitweiligen Aufhebung der Verpflichtung der Bank, ihre Banknoten auf Verlangen jederzeit in bar einzulösen. Dieses gewaltsame, auf einen Vertragsbruch hinauslaufende Mittel musste u. a. England 1797, Frankreich 1870 anwenden. England musste 1811 sogar diesen Banknoten Zwangskurs verleihen, und dasselbe geschah 1848 in Oesterreich wegen der inneren Unruhen und des Krieges mit Sardinien mit den Banknoten der österreichischen Nationalbank. Dadurch erlangen die Banknoten den Charakter eigentlichen Papiergeldes.

Durch die Sättigung des Verkehrs mit papiernen Cirkulationsmitteln tritt der Zustand der „Papierwährung“ ein, der wegen der fortwährenden Schwankungen des Geldwertes für das ganze wirtschaftliche Leben die grössten Nachteile hat. Die Entwertung gegenüber dem Metallgelde bleibt auch hier nicht aus und nimmt umso mehr zu, je unsicherer bei längerer Dauer des Krieges die Verhältnisse werden. Die französischen Assignaten wurden schliesslich ganz wertlos, die amerikanischen Green-

backs standen im Juli 1864 so niedrig im Kurs, dass für 100 Dollar in Gold 185 Dollar in Papier zu zahlen waren. Aus dem Zustand der Papierwährung wieder herauszukommen, erfordert Jahre lange Arbeit und Mühe, und je später geordnete Geldverhältnisse wiederkehren, desto mehr leidet das ganze Wirtschaftsleben.

Alle diese ungünstigen Einwirkungen sind die Folge der gewaltigen Kosten, die mit den Kriegen verbunden sind und die den Finanzen des Landes so schwere Wunden schlagen, dass oft lange Jahre schwersten Steuerdrucks zur Verzinsung und Abtragung der riesig gesteigerten Schuldenmassen des Staates erforderlich sind.

Diese Kriegskosten sind unmittelbare, soweit sie durch die Mobilmachung, den Aufmarsch der Heere, die Kriegführung und nach Beendigung des Krieges durch die Abrüstung, die Wiederinstandsetzung und Ergänzung des Kriegsmaterials, die Entschädigungen an Einzelne, an öffentliche Körperschaften etc. und durch die Fürsorge für Invaliden, Witwen und Waisen verursacht werden. Die sonstigen Lasten, die von der Bevölkerung zu tragen sind, erscheinen als mittelbare Kriegskosten und entziehen sich einer genauen Berechnung.

Die Summen, die von den Kriegen verschlungen werden, sind ganz ausserordentlich. Der 7jährige Krieg kostete über 200 Millionen Fr. jährlich. Der Krieg von 1814 und 1815 verursachte Frankreich eine Ausgabe von 1,41 Milliarden Fr. Der Krimkrieg kostete im ganzen über 6½ Milliarden Fr. Für den amerikanischen Bürgerkrieg nahmen die Nordstaaten ca. 2¾ Milliarden Dollars an Schulden auf, um ihre Gesamtkosten von etwa 3 Milliarden Dollars zu begleichen; die Südstaaten gaben 2,7 Milliarden Dollars aus, sodass der Krieg im ganzen etwa 24 Milliarden Mark verschlang. Der Krieg von 1870-71 verursachte Frankreich eine Mehrausgabe von rund 10 Milliarden Fr., also für jeden der 296 Tage von der Ueberreichung der Kriegserklärung in Berlin (19. Juli 1870) bis zur Unterzeichnung des Friedens (10. Mai 1871) über 30 Millionen Fr. Zur Deckung der Kosten nahm Frankreich etwa 8½ Milliarden Fr. Anleihe auf, die sich durch die Anleihen für die Kosten der Wiederinstandsetzung des Kriegsmaterials auf ca. 15 Milliarden Fr. erhöhten. Die Zinsenlast Frankreichs wurde dadurch um über 600 Millionen Fr. jährlich gesteigert. Die deutschen Kosten für Mobilmachung, Krieg-

führung und Abrüstung beziffert Ad. Wagner auf etwa $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark, die aber durch die französische Kriegsschädigung gedeckt wurden.

In einem künftigen Kriege werden die Ausgaben vermutlich noch grösser sein, schon deshalb, weil die Menschenmassen, die für den Krieg aufgeboten werden, viel grösser sind, und weil das Kriegsmaterial viel teurer ist. Schäffle („Der nächste Krieg in Zahlen“, Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft 1887, S. 508) berechnet, dass ein künftiger Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ca. 16 Milliarden Mark kosten würde. Durch das Hinzutreten von Russland und Oesterreich würden die Kosten auf 30 Milliarden Mark anwachsen. Dem unterliegenden Teil würde mithin, wenn man nur 4 Prozent Zinsen zu Grunde legt, jährlich 640 bzw. 1200 Millionen Mark Mehrausgaben durch den Krieg erwachsen, das macht im ersteren Fall für Deutschland und im zweiten Fall für Deutschland und Oesterreich jährlich 12 Mark pro Kopf der Bevölkerung mehr an Steuern. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse würden, wenn wir besiegt werden, dadurch schwer und nachhaltig geschädigt, und wir haben gewiss allen Grund, den Krieg zu vermeiden, wie es der Kaiser auch thut, soweit es die Rücksicht auf die Ehre und Machtstellung des Vaterlandes irgendwie zulässt.

Gleichwohl wäre es verkehrt, sich vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus unbedingt gegen jeden Krieg zu erklären. Es giebt Fälle, wo so hohe und ideale Güter auf dem Spiel stehen, dass der Krieg als das kleinere Uebel erscheint. Die moralische Wiedergeburt eines Volkes, das in Gefahr ist zu erschlaffen, ist unter Umständen nur durch einen Krieg möglich, dessen Leiden zur Zusammenfassung der Kräfte und zur Steigerung der Energie führen und dessen furchtbare Majestät bei einem sittlich nicht haltlosen Volke Anlass zu religiöser und sittlicher Vertiefung wird. Das aber bedeutet einen ethischen Gewinn, der auch dem Wirtschaftsleben zu Gute kommt.

Auch die politischen Folgen der Kriege können für das Wirtschaftsleben von grösstem Segen sein. Deutschland hat das an sich selbst erfahren. Durch drei schwere und blutige Kriege haben wir unsere politische Einheit erkämpfen müssen, aber wir haben damit ein Gut erungen, das für das wirtschaftliche Gedeihen des Vater-

landes von unschätzbarem Wert ist und das zu erhalten wir kein Opfer scheuen dürfen.

Eroberungskriege zwischen Kulturstaaten sind in unserer Zeit kaum denkbar; aber zur Wahrung der nationalen Einheit, Unabhängigkeit und Machtstellung das Schwert zu ziehen, wird immer gerechtfertigt sein.

Im allgemeinen werden kriegerische Verwickelungen zwischen den Kulturstaaten unter dem Einfluss des modernen Verkehrswesens seltener. Dieses Verkehrswesen bringt durch die vielfachen Berührungen der Nationen und durch die Beförderung der internationalen Arbeitsteilung ein gewisses gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis zu stande, das auf allen Seiten das Friedensbedürfnis steigert.

Wenn aber ein kriegerischer Zusammenstoß unvermeidlich wird, so erleichtert das heutige Verkehrswesen eine schnellere Bewegung der Truppenmassen nach dem entscheidenden Punkt hin, also überhaupt eine raschere Beendigung des Krieges, und das ist wirtschaftlich von grösster Bedeutung.

Andererseits zwingt gerade dieser Umstand und die Erfahrung, dass der besiegte Teil immer am schwersten geschädigt wird, jeden Staat dazu, sich für den Kriegsfall so einzurichten, dass er am ersten den entscheidenden Schlag führen und den Krieg zu günstigem Ende bringen kann. Die Folge dieser Zustände ist die schwere Kriegsrüstung, die Europa zu tragen hat und die sich als eine dauernde Einwirkung des Krieges auch während der Friedenszeit darstellt.

Diese Seite der Sache bedarf noch einer kurzen Erläuterung.

Zunächst fällt auch hier die Thatsache in die Augen, dass erhebliche Mengen von Menschen, in Deutschland ca. 600 000 Mann, ständig bei den Waffen festgehalten werden. Die Folge ist für die beteiligten Personen unter Umständen eine empfindliche Störung ihrer wirtschaftlichen Laufbahn. Das gilt vorzugsweise für die qualifizierten Arbeitskräfte, die eine besondere Vorbildung und Geschicklichkeit nötig haben; hier kann eine längere Unterbrechung recht fühlbare Folgen haben. Bei anderen Gruppen, bei denen weniger hohe Anforderungen an Vorbildung und Geschicklichkeit gestellt werden, tritt ein solcher Nachteil nicht zu Tage und noch andere lernen gerade während der Dienstzeit Fertigkeiten, die sie in ihrem

Beruf später verwerten können. Unter diesen Umständen ist es nicht berechtigt, ganz allgemein zu behaupten, dass die Furcht vor der Störung der Carriere durch den Militärdienst die Leute zur Auswanderung treibe. Dass dieses Motiv bei einem Teil der Auswanderer eine Rolle spielt, lässt sich nicht leugnen, und bei der auffallend starken deutschen Auswanderung in den Jahren 1871 bis 1873, die sehr gute Erwerbsgelegenheiten boten, wird man jedenfalls den in Rede stehenden Faktor zur Erklärung mit heranziehen müssen. Aber als allgemeine und regelmässige Begleiterscheinung der Heerespflicht lässt sich ein verstärkter Antrieb zur Auswanderung nicht nachweisen.

Bedeutsamer ist der Hinweis darauf, dass die Heerespflicht viele Hände den unmittelbar produktiven Berufen entzieht. Die Thatsache ist unzweifelhaft, ihre Beurteilung hängt aber von den jeweiligen Verhältnissen ab. Wo Mangel an Arbeitskräften besteht, wird es nachteilig wirken, dass so viele arbeitskräftige Leute unter der Fahne festgehalten werden. Wo aber Ueberschuss an Arbeitskräften besteht, wie in Deutschland, kann die Produktion sehr gut die eingezogenen Mannschaften entbehren, und wenn diese Mannschaften auf dem Arbeitsmarkt erschienen, würden sie das Angebot an Arbeitskräften erheblich vermehren, die zum Teil jetzt schon vorhandene Arbeitslosigkeit steigern und die Löhne empfindlich drücken. Unter Umständen muss man also das Heerwesen im Frieden als eine Art Sicherheitsventil gegen zu grosse Ueberfüllung des Arbeitsmarktes bezeichnen.

Die Haltung eines umfangreichen stehenden Heeres schafft weiterhin der übrigen Bevölkerung zahlreiche Arbeits- und Verdienstgelegenheiten, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Denn das Heer hat zahlreiche Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen: Geschütze, Gewehre und andere Handfeuerwaffen, Säbel, Munition, Lederzeug, Tuch, Nahrungs- und Futtermittel, Pferde, Schiffe, Schiffsausrüstungsgegenstände, Maschinen, Kohlen etc. etc. Soweit es ohne Nachteil geschehen kann, werden diese Gegenstände in den europäischen Kulturstaaten aus dem Inlande bezogen. Landwirtschaft, Gewerbefleiss und Handel haben so einen beträchtlichen, gleichmässigen Absatz für ihre Artikel bei einem un-

bedingt zahlungsfähigen Abnehmer, und das ist für die Beteiligten sehr wertvoll.

Dass es sich hier in Deutschland um sehr bedeutende Posten handelt, ist klar. Zählt doch das Reichsheer, einschl. der Marine, ca. 600 000 Mann, wozu noch 97 000 Pferde kommen. Schon die Ernährung und Bekleidung erfordert grosse Summen. Nach dem Etat für 1894/95 sind beim Reichsheer und bei der Marine allein für Naturalverpflegung, ausschl. der Verpflegung der Ersatz- und Reservemannschaften, rund 107,6 Millionen Mark und für Bekleidung und Ausrüstung der Truppen rund 28,5 Millionen Mark vorgesehen. Natürlich würden diese Leute auch ernährt und bekleidet werden müssen, wenn wir ein stehendes Heer nicht unterhielten. Ob sie aber so gut und reichlich sich selbst würden nähren und kleiden können, ist nach Lage der Verhältnisse des Arbeitsmarktes zu bezweifeln und es würde höchst wahrscheinlich für die betr. Produktionszweige bei vollständiger Abrüstung ein fühlbarer Ausfall entstehen.

Im Etat für 1894/95 sind weiter vorgesehen beim Reichsheer 8,81 Millionen Mark für Ankauf von Remontepferden, 8,53 Millionen Mark für Reisekosten und Tagelöhner, Vorspann- und Transportkosten, 37,3 Millionen Mark für Artillerie- und Waffenwesen, 2,78 Millionen Mark für Bau und Unterhaltung der Festungen, und weiter bei der Marine 10,87 Millionen Mark für Betrieb der Flotte, 1,43 Millionen Mark für Reise-, Marsch- und Frachtkosten, 4,52 Millionen Mark für Waffenwesen und Befestigungen, 15,20 Millionen Mark für Instandhaltung der Flotte und Werftanlagen, alles Posten, die zum grössten Teil der inländischen Erwerbsthätigkeit zufließen. So, wie die Dinge sich einmal entwickelt haben, würden durch den Fortfall aller dieser Bezüge empfindliche Störungen für wichtige Teile der arbeitenden Bevölkerung eintreten.

Dazu kommt, dass die physische Leistungsfähigkeit der gedienten Mannschaften durch die mehrjährige körperliche Gymnastik gesteigert wird, und das wirkt einerseits den physischen Gefahren entgegen, die mit der weit vorgeschrittenen Arbeitsteilung des gewerblichen Betriebes verbunden sind, und schafft andererseits den verschiedenen Berufen kräftigere, gewandtere und ausdauernde Arbeiter. Das Heer ist in der That eine körperliche Schule, die

zwar Kosten verursacht, aber auch dauernden Gewinn bringt.

Das Heer ist aber auch eine geistige Schule. Es ist zwar vielleicht zu viel gesagt, wenn Isenburg (Die Disciplin, ihre Bedingungen und ihre Pflege, Berlin 1885, S. 19) den Offizier als „den Erzieher des Volkes“ bezeichnet, aber ein Erzieher, und zwar ein sehr wichtiger Erzieher, auch in geistiger Hinsicht, ist er gewiss. Die in der Jugend erworbenen Kenntnisse werden in der Dienstzeit befestigt und erweitert. Der einzelne wird an Selbstbeherrschung, Pünktlichkeit, vernünftige Zeit-Einteilung, an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt und gleichzeitig wird seine geistige Regsamkeit und seine Willenskraft gesteigert. So sehr auch gerade der Soldat zur Unterordnung unter die Anordnungen des Vorgesetzten erzogen wird und werden muss, so sehr muss er auf der anderen Seite auch zu selbständigem Handeln und Denken erzogen werden. Oft genug kommen Fälle vor, in denen der Einzelne auf Grund der ihm gegebenen Direktive die notwendigen Handlungen selbst bestimmen muss. Von der geistigen Hebung der Mannschaften kann sich jeder leicht überzeugen, der sich einmal genauer ansieht, was in der Dienstzeit aus den oft blöden, ungeschickten und schwerfälligen Rekruten gemacht wird, und auch das kommt der ganzen wirtschaftlichen Thätigkeit zu Gute.

Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass bei allgemeiner Wehrpflicht die Allgemeinheit der Dienstpflicht und die Gleichartigkeit des Dienstes manche Klassenvorurteile und Klassengegensätze mildert, und dass der Sinn für das Vaterland in den Mannschaften geweckt bzw. gesteigert wird. Mit Recht hat man wiederholt unser stehendes Heer als einen wirksamen Damm gegen vaterlandsfeindliche Umsturzbestrebungen bezeichnet. Dass daran viel Wahres ist, beweist am besten der Umstand, dass die Umsturzparteien nicht müde werden, die Abschaffung des stehenden Heeres und seine Ersetzung durch eine Miliz zu fordern.

Freilich, das stehende Heer und die Sicherung der Kriegsbereitschaft kostet Geld, viel Geld. Deutschland ¹⁾ giebt für Heer und Marine jährlich über 500 Millionen Mark aus, und für Europa im ganzen dürften die jährlichen Ausgaben für die Kriegsbereitschaft der französischen Kriegsentschädigung von 1871 gleichkommen. Diese

¹⁾ Einschl. der bayer. Ausgaben.

Kosten werden mit besonderem Eifer angegriffen; sie schmälern, sagt man, die Mittel für Kulturzwecke in ungehörlicher Weise, sie schwächen die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Volkes durch die Steuern und Abgaben, die sie ihm abpressen, sie sind bei alledem unproduktiv.

Nun, es kann nicht geleugnet werden, dass wir schwer genug an diesen Lasten zu tragen haben, wengleich andere Völker noch schwerer belastet sind. Aber die Ausgaben für das Heerwesen schlechthin als unproduktiv zu bezeichnen, ist unberechtigt. Ganz abgesehen von den schon besprochenen Arbeits- und Verdienstgelegenheiten, die das Heerwesen bietet, rufen die Ausgaben doch auch manchen Fortschritt der Wissenschaft und Technik und manche Anlage hervor, die der gesamten produktiven Thätigkeit zu Gute kommen. Ich erinnere nur an den Einfluss der Marine auf die Pflege der nautischen Wissenschaften, an die durch den Pferdebedarf des Heeres beförderte Pflege der heimischen Pferdezucht und der tierärztlichen Wissenschaft, an die Rückwirkung der militärischen Anforderungen auf die Maschinenteknik, an die Anlage und Verbesserung von Verkehrsmitteln etc. Alles das sind doch produktive Ausgaben.

Die Marine insbesondere legt einen sehr grossen Teil ihrer Ausgaben fortdauernd produktiv an durch den ständigen Schutz, den sie dem Seehandel, den kolonialen Unternehmungen und den Handelsinteressen in überseeischen Ländern verschafft.

Ueberdies ist das System der allgemeinen Wehrpflicht mit stehenden Heeren relativ am billigsten. In Amerika mit seinem Milizsystem kostet jeder Mann des kleinen Landheeres ¹⁾ von einigen 20 000 Soldaten ca. 8000 M., in England mit seinem Söldnersystem über 1500 M., dagegen in Frankreich, das sich für Heereszwecke ausserordentlich anspannt und belastet, nur etwas über 800 Mark, in Deutschland ²⁾ nach dem Etat von 1894/95 nur 728 Mark.

Eine starke Kriegsbereitschaft auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ist weiterhin — und das ist sehr wichtig — nicht etwa eine Kriegsgefahr, wie die Anhänger der Friedensliga meinen, sondern die wichtigste

1) Einschl. der Offiziere, Militärärzte, Militärbeamten etc.

2) Exkl. Bayern.

Bürgschaft des Friedens. Sie wirkt frivolen Kriegen entgegen, weil zu viel dabei aufs Spiel gesetzt wird, sie giebt der ganzen Politik einen defensiven Charakter. Gerade der Umstand, dass in den letzten 25 Jahren bei allen Kulturstaaten die Kriegsbereitschaft bedeutend gesteigert ist, erhöht allenthalben die Scheu vor dem Bruch des Friedens.

Der Friede ist aber von hohem Wert für die wirtschaftliche Entwicklung. Könnten wir ihn umsonst und ohne Opfer erlangen, so wäre das ja gewiss wünschenswert. Aber es giebt in der Welt kein Gut, das ohne Opfer erlangt werden kann, wenn wir von Luft, Sonnenschein u. dergl. absehen, und wer das Gut will, darf die Opfer nicht scheuen.

Kommt es aber einmal zum Kriege, dann ist wiederum das System der genügenden Kriegsbereitschaft billiger, als jedes andere. Es ermöglicht am ehesten eine rasche Erledigung des Streits; in 7 Monaten haben wir den schweren Krieg von 1870/71 durchgekämpft, in vier Wochen den Krieg von 1866, während der amerikanische Bürgerkrieg, in welchem das Milizsystem praktisch erprobt wurde, 5 Jahre dauerte. Aber auch direkt verursacht der Mangel genügender Kriegsbereitschaft mehr Kosten, schon deshalb, weil der plötzlich eintretende grosse Bedarf nach allen möglichen Gegenständen die Preise bedeutend steigert; bei Vorbereitung zum Kriege von langer Hand kann man ohne Frage zu billigeren Preisen das Nötige beschaffen.

Vor allem aber kann ohne genügende Kriegsbereitschaft der Krieg nicht mit dem erforderlichen Nachdruck geführt werden und damit wird die ganze Existenz des Staates gefährdet. England giebt für sein kleines Landheer nicht viel weniger, pro Kopf sogar mehr als doppelt soviel aus wie Deutschland; in einen Landkrieg mit hineingezogen, würde es aber doch ohne Widerstandskraft sein, und heutzutage werden die Geschicke der Völker in den Landkriegen entschieden. Ein höheres Gut aber als die unabhängige Existenz und die Ehre und Macht und Einheit des Vaterlandes giebt es auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus nicht, und gerade der Volkswirt muss es als eine falsche Sparsamkeit bezeichnen, wenn ein Volk sich nicht genügend auf den Kriegsfall vorbereitet. Der Krieg ist gewiss ein grosses Uebel, aber ein noch grösseres

Uebel ist es, wenn ein Volk in den Krieg ziehen muss mit dem Bewusstsein, nicht alles für den Krieg gethan zu haben, was in seinen Kräften stand. —

Man geht nicht fehl, wenn man die Stellung unseres Kaisers zu Krieg und Frieden aus einer klaren Erkenntnis der hier besprochenen Fragen erklärt. Diejenigen, die ihm im In- und Auslande kriegerische Neigungen nachsagten, hat er bald eines besseren belehrt. Von Anfang an hat er gezeigt, dass seine Sorge in erster Linie auf die Erhaltung des Friedens gerichtet ist. „Ich will Frieden halten mit jedermann, so weit es an mir ist“, rief er bald nach seinem Regierungsantritt den Volksvertretern zu, und als ihm einmal — irre ich nicht, in Stettin — harte Arbeiterhände einen Lorbeerkranz überreichten, erwiderte er: „Ich hoffe, dass es ein Lorbeer des Friedens sein wird“. Bei einer anderen Gelegenheit erklärte er: „Ich wollte, der europäische Friede läge in meiner Hand, ich würde jedenfalls dafür sorgen, dass er nicht gestört würde“. Ein ganzes Programm liegt in solchen Worten, ein Programm, dem jeder aus ganzem Herzen zustimmen muss. Der Kaiser hat durch seine Handlungen bewiesen, dass er dies Programm durchzuführen entschlossen ist. Mit Stolz dürfen wir erklären, dass auch in Bezug auf den europäischen Frieden der Kaiser das Erbe seines erhabenen Grossvaters getreulich und mit der den Hohenzollern eigentümlichen Gewissenhaftigkeit verwaltet.

Freilich, nicht in schwächlicher Kriegsfurcht klammert sich der Kaiser an den Frieden. Er will, dass der Friede dem Namen und der Ehre Deutschlands nicht Abbruch thut, er will, dass — wenn wir auch nicht unbedeutender Anlässe wegen das Schwert ziehen — doch dies Schwert stets geschliffen ist. Unser Wehrwesen auf der vollen Höhe der Zeit zu erhalten, ist seine unablässige Sorge, nicht um des Krieges, sondern um des Friedens willen.

Das ganze Volk weiss ihm das Dank, und was kann es schöneres für einen Fürsten geben, als den Dank, den ihm aus warmem und aufrichtigem Herzen ein Volk entgegenbringt, das gewöhnt ist, stolz und erhabenen Hauptes einherzuschreiten?

Auch in unserer heutigen Festversammlung ist kein einziger, der nicht von gleichen Gefühlen beseelt ist. Auf allseitige, begeisterte Zustimmung darf ich deshalb

hoffen, wenn ich Sie bitte, unserer Dankbarkeit und unserer Verehrung für den ritterlichen Zollernspröss auf dem deutschen Kaiserthron durch den Ruf Ausdruck zu geben :

Unser allergnädigster Kaiser und König
Wilhelm II.,
er lebe hoch, hoch, hoch!

